

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würllichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Berlin, 1798

Zweiundvierzigster Brief. Adélaide Leevend an Hedchen Renard.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8382

Zweiundvierzigster Brief.

Adolaiide Leevend an Hedchen Renard.

Schweigende Schöne!

Paßt auch das in Deinen Befehrungsplan, nicht mehr an mich zu schreiben? Ich wüßte nicht daß es Sünde sey, ein Blatt Papier für eine Freundin vollzutandeln, wenn man nicht Verstand genug hat, sie à la Jacobine Veldenaar zu handhaben. Wie steht es mit Dir? Wirst Du in dem Maaße mürriger und steifer, in welchem Du weiser und besser wirst? Nein, dann hat es mit Dir nicht die rechte Art! Hier meine Mutter — und die ist eine viel bessere Frau, als Du und alle dergleichen Gänschen im Guten jemals werden könnet,

— ist die personificirte Gefälligkeit und Sanftmuth. Aber so geht es, leider! Negoz sonder Verstand, Ist Schaden vor der Hand. Reiß immer Deine Plümmagen von Deinem wohlfrisirten Schädel; kämme Deine Locken schlicht, und steck sie sehr exemplarisch unter ein Quakerhäubchen; zerreiß mit bitteren Seufzern Deine Tours de gorge, und steck ein doppeltes neffeltuchnes Halstuch dicht unterm Kinne zu; leg Deine Gultlanden, Deine Pretentions mit heißen Bußthränen ab; sieh mit Schauder und Entsetzen auf Deine weißseidnen Strümpfe, und mit Grausen und Abscheu auf Deine himmelschrelenden atlasnen Schuhe; ja, mach ein Freudenfeuer der Bekehrung aus aller dieser Ploret des Teufels, und verbrenne sie auf einen Scheiterhaufen mit Deinen sündigen Musfalken: wenn Du eine heilige Sauer schnauze wirst, dann wirst Du vielleicht lästiger, aber nicht um ein Haar besser geworden seyn, und Sir Satan, der durchtrelebne Schelm, wird Dich ins Häustchen auslachen. So, Kind, wird es ablaufen.

Ich schlecke mich nun an, Dir, wie ich's

immer gewohnt war, zu schreiben. Ohne allen Zweifel verdienst Du es. — Du weißt, was ich Dir einmal über Heinrich Veldenaar sagte? Nu, das war kein vorübergehender Geschmack, obgleich ich es dafür ausgab; er nahm in eben dem Maasse zu, in welchem es mir Ernst wurde, mir meine Mutter zum Muster zu nehmen. Aber unsere Kammel wußte mir zu sagen, daß er der schönen Christine Helder zu tief in die Augen gesehen habe. Ich sah zur Stelle ein, daß ich an ihn weiter nicht denken müsse; denn wer Eine Helder liebt, der hat zuverlässig keine Augen für irgend ein andres Mädchen; das ist bei mir eine ausgemachte Sache. Meine Mutter sähe mich gern gut verheirathet. Dies sind Dinge, die ich vorausschicken mußte, um Dir die folgende Unterredung verständlicher zu machen. Mutter und ich saßen sehr zufrieden bei einander. Der Herr im Hause war auf dem Comptoir mit Geld verdienen und Brummen beschäftigt; alles war folglich in seiner Ordnung.

Ich: Es ist mir gar nicht recht, daß Wilhelm nicht hier ist. Nun wir so gute Freunde

de sind, könnte ich doch manchmal mit ihm austraben. Immer mit dem fremden Geschlepp! —

Mutter: Ich denke oft an ihn! Mögte ich ihn nur erst im Amte und glücklich verheirathet sehen! —

Ich: Wie, liebe Mutter, daran denken Sie schon igt? Sollte er wohl ein Auge auf Stienchen Helder haben? —

Mutter: Das kann seyn; aber Herr Helder hat schwerlich ein Auge auf ihn; der Mann hat wohl andere Aussichten mit seiner Tochter! Wilhelm hat nicht halb so viel Vermögen, um an sie denken zu dürfen. —

Ich: Aber Jacobine Weldenaar, Mama? —

Mutter: Wenigstens würde das eher angehen. Indessen wie Du sagst, es ist noch früh. Aber, nun wir doch von der Materie sprechen, sag mir, Adele, bist Du dem Ehestande immer noch so abgeneigt? —

Ich: So abgeneigt? wie verstehen Sie das, liebe Mutter? —

Mutter: Müßte ich deutlicher sprechen?

Ich meine, ob Du Dich entschließen könntest, die Besuche eines sehr wackeren Mannes anzunehmen, wenn seine Absicht dahin ginge, aus dem näheren Umgange zu sehen, ob ihr beide euch eine glückliche Ehe versprechen könntet? —

Ich: Helfst das nicht gefragt, liebe Mutter: ob ich noch länger die Coquette spielen wolle? —

Mutter: Gerade das. —

Ich: Muß ich entscheidend antworten? —

Mutter: Das versteht sich, denn darnach muß ich meine Maasregeln nehmen. Ich werde nicht zugeben, daß Du mit einem würdigen Manne eben so umspringest, wie mit ein paar Duzenden alberner Bursche. Was sagst Du? —

Ich: Die Frage ist kläglich! Darf ich wissen, wer der verlebte Hasensuß sey, der im Ernste

Mutter: Ich habe meine Antwort weg. Nein, Du darfst es nicht wissen. Ich werde mir seine Bewerbung verbitten. Kein recht:

schaffner Mann muß bei der Nase geführt werden. —

Ich: Mütterchen, Sie nehmen das Ding auch gleich gar zu ernsthaft. Freilich, wenn man so viel unglückliche Ehen siehet, wer sollte dann Lust zum heirathen erlegen? Auf der andern Seite macht mir Herr van Oldenburg das Haus verzweifelt eng. Gleichwohl unglücklich verheirathet, denk ich, mögte doch noch wohl reichlich zehn pro Cent schlimmer seyn! —

Mutter: Das ist wahr. Aber ich würde Dich ungern mit einem Manne verheirathet sehen, der sich, bloß aus Unfähigkeit Dich leiten zu können, Deine Lebensweise gefallen ließe. —

Ich: Meine Lebensweise? Was thue ich denn Unrechtes? —

Mutter: Unrechtes? Dies Wort ist von einem sehr weiten Umfange. Du lebst nur wie die meisten jungen Damen; Du scheinst nur nicht einzusehen, daß eine Frau eigentlich für das häusliche Leben bestimmt ist; daß man nie

reich genug, nie vornehm genug seyn kann, um weiter zu nichts in der Welt zu taugen, als zu einer Spiel- oder Tanzpartie. Dergleichen Mädchen können keine tüchtige Frauen werden. —

Ich: Sie haben Recht, liebe Mutter. Ihr eignes Beispiel giebt Ihnen das Befugniß, so zu sprechen. Sagen Sie mir jetzt, wer der Mann sey, der sich um mich bewirbt?

Mutter: Herr Ryzig. —

Ich: Herr Ryzig? — Mutter, Sie sehen mich in Erstaunen! Eduard Ryzig? —

Mutter: Der nehmliche. Seine Mutter hat mit mir darüber gesprochen. Ich werde Dich in keine Wege zwingen: aber ich gebiete Dir ernstlich, ihn schlechterdings nicht zum besten zu haben.

Ich erklärte meiner Mutter, daß ich die Sache ernstlich in Ueberlegung nehmen, und ihr meinen Entschluß melden wollte. — Und nun, Hedchen, was sagst Du zu der Partie? Jammer schade, daß meine Mutter mir so scharf auf

die Finger sieht! Ich möchte ihn so für mein Leben gern ein wenig drillen! Indessen wenn mir irgend einmal das Heirathen Ernst wird, so ist Eduard immer noch der beste aus dem ganzen Korbe. Aber sag, findest Du es nicht verzweifelt altfränkisch, daß so ein flinkes Kerlchen seine Mutter zur meinigen klungeln läßt, ohne gegen mich nur den Schnabel zu öffnen? Hätte ich es hier ein wenig fröhlicher, oder wäre Wim nur zu Hause, daß ich mit ihm wacker herumschletern könnte: ich würde mich für den ehrsamten Eduard Nyßlg gar höflich bedanken. So aber verpflichtet er mich, und ich bin nicht unerkennlich. Ich sehe ihn öfters im Konzerte. Mit ihm würde sich das Ding noch wohl helfen: aber ich bitte Dich, wie wird sichs mit der Alten segeln? Sie ist noch eine Dame aus der Arche Noah's. Sie muß vorhersehen, daß sie mich nach ihrer Hand wird ziehen können, sonst begreif ich's nicht. Er ist sehr reich, wie ich höre. — Ich muß Dir nur reinen Wein einschenken: er ist schon etliche Mal hier gewesen, obschon ich that als wäre die Scene erst gestern geöffnet. Ich war ärger,

lich daß Du nicht schreibst; aber länger konnt'
ich's nicht aushalten. — Bleib nun Rath, soll
ich ihn heut' oder morgen einmal nehmen.

A. Leevend.

Dreiundvierzigster Brief.

Amélie Betcour an Charlotte Roulin.

Meine Liebe für mein theuerstes Lottchen wächst
stündlich mit meiner Bekümmerniß. Jede Per-
iode Ihres Briefes athmet Liebe; aber sowohl
die zärtlichste als die allerreinstste Liebe; eine
Liebe, wie sie nur in einem so reinen Busen als